

(Nachdruck verboten.)

15)

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

War aber diese kurze Zeit des Vergnügens vorüber, dann begann Tonet mit demselben Widerwillen sein Leben voll harter Arbeit, das vom Horizont des Sees gleichsam begrenzt wurde. Manchmal trogte er dem Jorn seines Vaters, rückte aus, stieg im Hafen von Catarroja an Land und durchstreifte die Dörfer, wo er zur Zeit der Ernte einige Freunde hatte. Ein anderes Mal wieder schlug er den Weg nach Saler ein und wanderte nach Valencia, bis der Hunger ihn zwang, wieder in die Hütte seines Vaters zurückzukehren.

So hatte er die Erbstin derer kennen gelernt, die ohne Arbeit leben und verdammt sein unglückseliges Geschick, das ihn zwang, wie ein Amphibium in einer Gegend von Schlamm und Schilf zu vegetieren, wo der Mensch von seiner Geburt an in einer kleinen Barke hausen muß, ohne die er keine Bewegung machen kann und in der er wie eine Kröte in ihrem Loch zu bleiben verdammt ist.

Die Vergnügungssucht erwachte in ihm mit wütender Gewalt. Er spielte in der Schänke bis zu dem Augenblick, wo Canamel ihn um Mitternacht vor die Tür setzte; er hatte alle Getränke zu sich genommen, die in der Albufera gewonnen werden, einschließlich des reinen Absinths, den die Jäger aus der Stadt mitbrachten, um ihn mit dem schlammigen Wasser des Sees zu vermischen, und mehr als einmal hatte er bei seiner Rückkehr in die Hütte die zornigen Augen seines Vaters gesehen, dem weder sein unsicherer Gang, noch sein alkoholduftender Atem entgangen waren. Auch der Großvater protestierte mit entrüsteten Worten.

Er liehe es sich wohl gefallen, daß er den Wein liebte, der immerhin etwas Geweihtes und Gutes war; schließlich müßten sie alle ewig auf dem Wasser leben und der gute Schiffer müßte sich den Leib warm halten . . . aber gemischte Getränke zu sich zu nehmen — so hatte der alte Sangonera angefangen.

Tonet vergaß jede Rücksicht. Er prügelte die Borda, behandelte sie wie ein widerstandsloses Tier und sah Neleta kaum noch an. Wenn er seinem Vater noch gehorchte, so geschah es in so gezwungener Weise, daß der tapferere Arbeiter erblaßte und seine dicken, starken Hände bewegte, als wenn er Lust hätte, ihn zu erdroffeln. Der junge Mann verachtete alle Bewohner der Dorfes und sah in ihnen nur eine erbärmliche, für Hunger und Anstrengung geborene Herde, aus der er suchen mußte herauszukommen. Wenn sie stolz, die großen Körbe voller Nale und Schleie, nach Hause kamen, dann lächelte er nur. Ging er an dem Hause des Wikars vorüber, so sah er Sangonera, der sich jetzt dem Studium geweiht hatte, stundenlang vor der Tür des Pfarrhauses saß und religiöse Bücher las, wobei der Laugenichts zerknirschte Grimassen schnitt.

„Der Dummkopf, was hatten denn all diese Bücher für Zweck, die ihm die Pfarrer lieben?“

Tonet wollte leben und mit einem Schläge alle Annehmlichkeiten des Daseins genießen. Er bildete sich ein, die Leute, die auf der anderen Seite des Sees oder in der Stadt wohnten, stahlen ihm einen Teil der Vergnügungen und der Freuden, die ihm von Rechts wegen zukamen. Zur Zeit der Reisernte, wenn die Arbeiter zu Tausenden in die Albuferaegend kamen, um sich die hohen Löhne zu verdienen, die die Gutsbesitzer bezahlten, söhnte sich Tonet für den Augenblick mit dem Leben in diesem Erdwinkel aus. Er sah neue Gesichter, sah Freunde wieder, und es herrschte eine überströmende Fröhlichkeit unter diesen Landstreichern, die, mit der Sense in der Hand und dem Rucksack auf dem Rücken, von Land zu Land zogen, um zu mähen, so lange die Sonne über dem Horizont stand, und sich sinnlos zu betrinken, sobald die Nacht hereinbrach.

Ihm gestielen diese Leute, die ein so bewegtes Leben führten, und er fand ihre Erzählung tausendmal interessanter als die Geschichten, die man sich abends in den Spinnstuben und in den Hütten erzählte. Der eine war in Amerika gewesen; er vergaß sein Elend in diesen fernen Ländern und sprach davon wie von einem Paradiese, wo alle Welt in Gold schwamm. Andere erzählten ihren langen Aufenthalt in dem

wilden Algier, an der Grenze der Wüste, wo sie sich ziemlich lange versteckt halten mußten, eines häßlichen Messerfisches halber, den sie einem in ihrer Heimat beigebracht, oder wegen eines Diebstahls, den man ihnen fälschlich auf Rechnung schrieb.

Er trieb diese Freundschaft für die Landstreicher so weit, daß er sie nach der Ernte begleitete. War ihr Tagewerk beendet, so folgte ihnen Tonet bei einer wüsten Orgie durch alle Dörfer, die sich am See hinzogen. Eine wilde Wanderung von Schenke zu Schenke, die in eine allgemeine Prügelei ausartete, wenn es an Geld fehlte.

Eine solche Expedition wurde in der ganzen Albufera-gegend berühmt. Sie dauerte über eine Woche, und während dieser ganzen Zeit sah der Onkel Toni seinen Sohn nicht ein einziges Mal in Palmar. Man erfuhr, daß die Landstreicher wie losgelassene Tiere nach Ribera gelaufen, in Sollana einen Feldhüter durchgeprügelt hatten, und daß zwei von ihnen in Sueca bei einer Aneipenschlägerei schrecklich zugerichtet worden waren. Die ganze Gendarmerie lief dieser Bande Verriäter nach.

Eines Nachts benachrichtigte man den Onkel Toni, sein Sohn wäre, die Kleider mit Schmutz bedeckt, als wäre er in irgendeinen Graben gefallen, und einen siebentägigen Rausch in den Augen, in Canamels Schenke erschienen. Finster begab sich der fleißige Mann dorthin, schweißig wie stets und mit zitternden Händen, die heftig zuckten, als wenn sie sich ineinanderpressen wollten. Sein Sohn war gerade im Begriffe, mitten in der Schenke mit dem Durste eines Betrunknen ein Glas zu leeren, die allgemeine Aufmerksamkeit war auf ihn gerichtet, während er die bei diesem Streifzuge begangenen Dummheiten erzählte.

Mit dem Handrücken zerschlug der Vater den Becher, den der andere an die Lippen führte, und drückte ihm den Kopf auf die Schulter herunter. Von dem Schläge ganz verdrückt, war Tonet einen Augenblick bestürzt, als er seinen Vater vor sich stehen sah; bald aber kam er wieder zu sich, ein trübes, bösariges Licht entzündete sich in seinen Augen, bei deren Glanz die anderen zitterten, dann stürzte er auf den Onkel Toni zu, und brüllte, niemand dürfe ihn ungestraft schlagen, nicht einmal sein Vater. Doch es war nicht leicht, sich gegen diesen ernsten, schweißigen Mann zu empören, der, fest und streng wie die Pflicht, in seinen Armen die Energie eines mehr als zwanzigjährigen Kampfes mit dem Elend trug. Ohne vor dieser jungen, wilden Bestie, die ihn zu beißen beabsichtigte, auch nur den Mund aufzumachen, gab er ihm eine heftige Ohrfeige, bei der er wankte, und verjagte ihn in demselben Augenblick einen Fußtritt, der ihn gegen die Wand schleuderte, von der er gegen einen mit Spielern besetzten Tisch taumelte.

Man stürzte sich auf den Vater, denn man fürchtete, dieser würde in seinem kaltblütigen Atletenzorn alle Gäste niederschlagen. Als die Ruhe wieder hergestellt war, und man den Alten losgelassen hatte, war sein Sohn nicht mehr da. Mit einer Geste der Verzweiflung, die Arme gen Himmel hebend, war er entflohen.

„Man hatte ihn geschlagen . . . und im Beisein von ganz Palmar.“

Diebrere Tage vergingen, ohne daß Tonet sich wieder blicken ließ. Endlich erfuhr man, er wäre auf dem Markte von Valencia erschienen. Er wohnte im Bezirk des Mont Olivieto, hatte sich anwerben lassen und sollte sich nächstens einschiffen.

Der Onkel Toni hatte zuerst die Absicht, zu protestieren; sein Sohn zählte noch keine zwanzig Jahre, und man hatte also eine Ungeheuerlichkeit begangen. Es war doch immer sein Kind, sein einziges Kind. Doch der Großvater mit seiner gewöhnlichen Härte veranlaßte ihn, der Sache ihren Lauf zu lassen. Das war für seinen Enkel noch das Beste. Er war auf schlimmem Wege, er mußte ein bißchen die Welt kennen lernen und sich die Hörner ablaufen; auf Reisen würde er sich schon austoben . . . na, und wenn er wirklich unkam, dann war eben ein Bagabund weniger auf der Welt. . . . Schließlich muß ja jeder früher oder später sterben.

Der junge Mann zog also ab, ohne daß Widerspruch erhoben wurde. Die Borda war die Einzige, die sich heimlich aus der Hütte entfernte und nach Mont Olivieto kam, um ihm weinend Lebewohl zu sagen, nachdem sie ihm seine arm-

selbigen Kleidungsstücke und sogar ein bißchen Geld übergeben hatte. Von Releta sprach er kein Wort, ihr Bräutigam schien sie vollständig vergessen zu haben.

Zwei Jahre vergingen, ohne daß der Junge ein Lebenszeichen von sich gab; eines Tages kam ein Brief an den Vater voll dramatischer Phrasen und verlogener Sentimentalität, in dem Tonet um seine Verzeihung bat und von seinem neuen Leben sprach. Er war Polizist in Guantamano, und es ging ihm nicht übel. Man bemerkte in seinem Stil ein gewisses unerschämtes Selbstbewußtsein, wie es ein Mann zur Schau trägt, der, mit einer Waffe auf der Schulter, das Land durchstreift und Respekt einflößt. Seine Gesundheit war prächtig. Er hatte nicht mehr das kleinste Unbehagen gehabt, seit er sich eingeschifft. Die Leute vom Abuserasee ertrugen das Klima der Insel ausgezeichnet. Wer sich gewöhnt hatte, in der Lagune zu leben und ihr schlammiges Wasser zu trinken, konnte ohne die geringste Furcht überall hingehen. Er war geimpft.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Vom Kaffee und Kaffeekochen.

Hygieniker und Physiologen, Aerzte und Moralprediger, Naturheilkünstler und Sozialpolitiker bemühen sich mit recht geringem Erfolge, die drei Kulturgüter Alkohol, Tabak und Kaffee aus der Welt zu schaffen. Es hilft ihnen wenig, daß sie versuchen, die schädlichen Folgen des Gistgenusses in Wort und Schrift ihren Mitmenschen zu offenbaren; die Bier- und Kaffeehäuser schießen wie Pilze aus der Erde und mit jedem neuen Schause erblüht uns ein neuer Zigarrenladen. — Gleich erfolglos wie das Predigen erweisen sich von jeher gesetzliche Maßnahmen gegen den Genuß jener schleichenden Gifte, die uns wie falsche Freunde ins Verderben ziehen, — nur allzu spät erkennen wir ihr wahres Gesicht.

Im Jahre 1511 wurde zum ersten Male das Kaffeetrinken verboten, und zwar in Mekka, nicht weit von der Heimat des Kaffeebaumes. Unter der Regierung Solimans des Großen kam die Sitte des Kaffeetrinkens nach Konstantinopel (1551), wo in den „Schulen der Erkenntnis“ — wie man die öffentlichen Kaffeehäuser nannte — der braune Trank reichenden Abfah fand, trotz der hohen Abgaben, die von den Kaffeehausbesitzern an den Staat gezahlt werden mußten. — Zweimal wurden auf allerhöchsten Befehl sämtliche Kaffeehäuser Konstantinopels geschlossen, und zwar — aus politischen Gründen. Offenbar waren schon damals die „Schulen der Erkenntnis“ ein beliebter Tummelplatz der Kaffeehauspolitiker.

Alle Verbote halfen jedoch nichts; sie mußten sehr bald wieder aufgehoben werden, und nun wurde der Weg frei für den Export ins Abendland. In Paris wurde 1672 das erste Kaffeehaus eröffnet, in Wien 1683 und bald darauf in Nürnberg, Regensburg, Hamburg und Weipzig. In Berlin konnte man erst 1721 öffentlich seine „Schale Schwarz“ trinken und unter Friedrich II. wurde nur Adligen, höheren Beamten und Geistlichen das Kaffeebrennen erlaubt; sie erhielten einen sogenannten Brennchein, während der gewöhnliche Sterbliche für 24 Lot gebrannten Kaffees einen preussischen Taler bezahlen mußte.

Schon damals witterte man aus gesundheitlichen Gründen gegen den Kaffeegenuß; wie vergeblich alle Versuche waren, die orientalische Gefahr abzuwenden, lehrt ein Blick in unsere Haushaltungen. Die Kaffeemühle ist unentbehrlich geworden.

Unter diesen Umständen sollte man eigentlich annehmen, daß in jeder deutschen Familie ein erträglicher Kaffee gebraut würde, zumal die Kunst des Kaffeekochens eigentlich gar keine Kunst ist; es erfordert keine angeborenen Talente, wie etwa die Herstellung eines lockeren Eierkuchens oder einer Silberstempel. Aber selbst in bürgerlichen Familien, in denen es wirklich auf ein paar Pfennige nicht ankommt, muß man sich nur zu oft mit einem „Titularkaffee“ begnügen, einem braungefärbten warmen Wasser, das ja der Gesundheit zuträglich sein mag als Kaffee, aber nicht unter diesem Namen präsentiert werden sollte.

In hygienischer Beziehung muß man es als erfreulich bezeichnen, daß die unzähligen Kaffee-Ersatzmittel im Volke eine so große Verbreitung gefunden haben; merkwürdig bleibt allein, daß sich die Geschmacksnerven nicht aufheben gegen den Genuß derartiger Getränke. Als die Zichorie aufkam, empfand man ihren Geschmack allgemein als widerwärtig, und dem Malzkaffee erging es anfangs auch nicht viel besser. Offensichtlich gewöhnt sich der Mensch aber an Surrogate aller Art, wie an die herrschende Mode, und es ist nur zu bedauern, daß es bisher nicht gelungen ist, ähnliche Ersatzmittel für den Alkohol und Tabak ausfindig zu machen.

Mit Ausnahme des Kathreinerschen Malzkaffees wird wohl kein Ersatzmittel des Kaffees rein genossen, und selbst in dem bekannten dünnen Bismarkkaffee begegnen wir einzelnen wirklichen Kaffeebohnen. Wenn nun trotz der Vorliebe für dünnen Kaffee, trotz der Sparsamkeit der deutschen Hausfrau der Kaffeekonsum steigt, so läßt sich das nur aus dem Bedürfnis der meisten Menschen nach großen Flüssigkeitsmengen erklären, und selbst für

den Freund eines schwachen Kaffees wird es nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, welche Veränderungen die Kaffeebohne erleidet auf dem Wege vom Großkaufmann bis zur Kaffeekanne.

In unseren Städten haben wir heutzutage immer seltener Gelegenheit, die rohen Bohnen in den Läden der Kaufleute, geschweige denn in den Haushaltungen kennen zu lernen. Die Zeiten sind vorüber, da die Hausfrau abwechselnd mit der rechten und linken Hand langsam und gleichmäßig die Rösttrommel über dem offenen Herdfeuer drehte. Der wunderbolle Duft, der damals das Haus noch tagelang erfüllte, ist uns unbekannt geworden, aber auch der Aegerger, wenn einmal der Brand mißraten war. Im Gegensatz zum Kaffeelocher ist nämlich das Brennen in der Tat eine Kunst, und selbst im Großbetrieb werden an den Kaffeeröster Anforderungen gestellt, die ein gewisses Verständnis für die Eigentümlichkeiten der einzelnen Sorten und eine gute Nase voraussetzen.

Wollen wir nun erfahren, was aus der rohen Kaffeebohne beim Rösten wird, so ist es nötig, uns zuvor das Rohprodukt des Handels etwas näher zu betrachten. Man muß nicht glauben, daß es genügt, die kirchenähnlichen, fleischigen Früchte des Kaffeebaumes zu entfernen und diesen Kern, die beiden mit ihrer flachen Seite aufeinander liegenden Samen — den Kaffeebohnen — zu trocknen. Der geerntete Kaffee entspricht noch in den meisten Fällen nicht den Anforderungen, die der Händler an ihn stellt. Da wird gewaschen, gequollen und wieder getrocknet, geglättet und poliert, ja sogar gefärbt; und man sieht es den grünen Bohnen nicht an, daß sie von Natur gelb waren, oder daß die gelben und blauen Bohnen ehemals eine schmutzig-grüne Farbe zeigten. In den sogenannten „Appreturen“, wie die Farbmischungen genannt werden, finden wir außer Indigo, Ultramarin, Gummitutti usw. Bleifarben, Kupferbitriol und andere Gifte, die allerdings das deutsche Nahrungsmittelgesetz verbietet. —

Analysieren wir die zähen und keineswegs wohlschmeckenden rohen Bohnen, so finden wir in ihnen der Hauptsache nach neben etwa 26 Proz. Rohfaser (im wesentlichen Zellstoff), ungefähr je 12 Proz. Wasser, Eiweiß und Fett, 8 Proz. Zucker, 6 Proz. Gerbsäure, 18 Proz. stickstoffreicher Extraktstoffe und 1 bis 2 Proz. Koffein. — Was wird nun aus diesen Dingen beim Rösten?

Zahlreiche Untersuchungen vieler Chemiker liegen über diese interessante Frage vor, und wie nicht anders zu erwarten ist, sind sich auch hier wieder einmal die Gelehrten noch nicht einig. Im wesentlichen dürfte sich aber wohl folgendes ergeben: Zunächst verflüchtigt sich der größte Teil des Wassers; wird die Hitze größer, so entweicht ein dicker, weißer Rauch und das ist das Zeichen des Beginns der eigentlichen Zersetzung. Die Dämpfe riechen anfangs brenzlich und ein wenig nach Essigsäure, aber bald bemerken wir den charakteristischen Kaffeegeruch unter Bräunung der Bohnen. Diese Braunfärbung entsteht durch das Anbrennen des in den Bohnen enthaltenen Zuckers; es bildet sich Karamel, den wir auch sonst als Zärbemittel für Saucen usw. vielfach verwenden (Zucker-couleur). — Die Eiweißstoffe werden unter Bildung von sogenannten Pyridinbasen größtenteils zersetzt. Nach neueren Untersuchungen will man die gesundheitschädliche Wirkung des Kaffees vielfach auf den Genuß dieser Zersetzungsprodukte zurückführen, eine Annahme, die sicher nicht von der Hand zu weisen ist, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß der Spiritus mit ähnlichen Verbindungen denaturiert, d. h. für den Genuß unbrauchbar gemacht wird. — Das Fett des Kaffees verbrennt ebenfalls zum Teil und bei dieser Gelegenheit entweicht ätherisches Öl, das im Kaffeezeit gelöst war. Die Gerbsäure wird beim Rösten stark vermindert, darum ist der Kaffee nicht geeignet, wie andere gerbstoffhaltigen Mittel verwendet zu werden. Im Gegenteil — der Kaffee wirkt infolge seines Gehaltes an Kaffeöl leicht abführend und ist in dieser Beziehung den Schweizerpillen und Bitterwassern bei weitem vorzuziehen. — Schließlich geht nun beim Brennen auch ein großer Teil des Koffeins, des bedeutungsvollsten Inhaltskörpers der Kaffeebohne, verloren und auch die stickstoffreichen Extraktstoffe erleiden eine Zersetzung, über deren Produkte man sich nicht recht einig ist. — Die größten Reinungsverschiedenheiten herrschen jedoch über die Natur der beim Brennen sich entwickelnden Aromastoffe; jedenfalls haben wir es nicht mit einem einheitlichen Körper zu tun. Wichtig ist die Tatsache, daß beim Brennen aromatische Stoffe nicht entwickelt werden, wenn die rohen Kaffeebohnen vorher mit heißem Wasser ausgelaugt werden; die Aromabildner müssen demnach in Wasser löslich sein, und wenn die rohen Bohnen bei dem Verschönerungsprozeß angequollen und wieder getrocknet werden, dann darf es uns nicht wundern, wenn minderwertige Kaffeesorten trotz allen Röstens wenig Verlockendes für die Nase haben.

Wir sehen also, daß in chemischer Hinsicht der Röstprozeß eine große Umwälzung in den Kaffeebohnen verursacht, und trotzdem lehrt die Analyse, daß mit Ausnahme des Wassers und des Zuckers die prozentuale Zusammensetzung der Inhaltskörper wenig von denen des Rohkaffees abweicht. Infolge des Verlustes des Wassers und anderer flüchtigen Substanzen vermindert sich nämlich das Gewicht der Bohnen beim Brennen um fast ein Viertel. Das Volumen (Rauminhalt) hingegen nimmt fast um die Hälfte zu durch Aufblähen und Plaben der Zellen, so daß also die Größe der gerösteten Bohne nicht sonderlich von derjenigen der rohen verschieden ist.

Bei der großen Wichtigkeit des äußeren Ansehens für die Beurteilung seitens des Händlers und des Käufers ist man natürlich sehr bald darauf verfallen, der Natur etwas nachzuhelfen. Da wird dann Zucker beim Rösten zugesetzt, um die Bräunung zu beschleunigen und zu feigern, die Bohnen werden mit Schellack überzogen, um ihnen Glanz zu verleihen, Fett wird zugesetzt, da nach Meinung mancher Leute der Kaffee bis zum „Fettschwitzen“ geröstet werden muß usw. — Soweit keine gesundheitschädlichen Schönheitsmittel verwendet werden, ist ja nichts gegen derartige Manipulationen einzumenden, aber leider bedient man sich häufig aller möglichen Dinge, um einer minderwertigen Ware das Ansehen einer guten zu geben. Das laufende Publikum ist in allen solchen Fällen der leidende Teil und merkt erst beim Trinken des Kaffees, daß der Schein trügt.

Ist es uns aber trotzdem gelungen, für unser Geld einen brauchbaren Kaffee zu erhandeln, dann wäre es unverantwortlich, wenn wir durch eigene Schuld beim Zubereiten des Getränkes uns um allen Genuß bringen wollten. Und doch geschieht es in unzähligen Fällen, weil man sich nicht recht klar macht, was man will, und wie man in sparsamer Weise seinen Zweck erreicht.

Von einer guten Tasse Kaffee verlangen wir eine warme braune Farbe, einen angenehmen Geruch und Geschmack und eine durch das Koffein und Kaffeöl bedingte anregende Wirkung. — Würde man eine reichliche Menge gemahlener Kaffees mit wenig heißen Wasser übergießen, so hätten wir zwar ein Getränk von der gewünschten Farbe und von gutem Geruch, aber, abgesehen von der Kostspieligkeit einer solchen Bereitungsweise, würden wir sehr bald unsere Gesundheit ruinieren, und den meisten Menschen würde ein solcher Kaffeeaufguss zu stark und bitter schmecken. Nehmen wir wenig Kaffee und kochen ihn dafür um so länger, so haben wir zwar die Farbe und weniger Koffein, aber alles Aroma ist verschwunden. Nun wird, wenigstens in großen Teilen Deutschlands, in den meisten Haushaltungen ein Verfahren bevorzugt, das uns zwar das Aroma einigermaßen erhält, aber mit Farbe und Geschmack sind wir nicht zufrieden, — ich meine das Trichtern des Kaffees, das darin besteht, kochendes Wasser in dünnem Strahl durch einen Beutel oder ein Filter, in welchem der gemahlene Kaffee liegt, zu gießen. Das Filtrat ist anfangs dunkelbraun, wird aber sehr bald heller, und diese Beobachtung war ohne Frage der erste Anlaß, dem Kaffee etwas Eichorie oder ein anderes Farbemittel zuzusetzen. Diese Methode des Kaffeetrichterns hat aber noch einen anderen Nachteil; nicht nur eine ganze Reihe Extraktstoffe, die dem Kaffee Geschmack geben, bleiben im Kaffeefah zurück, sondern auch fast die Hälfte des Koffeins; das ist in gesundheitlicher Beziehung ja kein Schade, aber der Kaffee entbehrt in diesem Falle der anregenden Wirkung. — Kaffeemaschinen, besonders die üblichen Rippapparate, haben gegenüber dem Trichtern den Vorzug, daß das Wasser etwas langsamer durch den Kaffee durchsickert und daß von vornherein weniger Wasser verwendet wird, darum sind in Familien derartige Apparate wenig in Gebrauch.

Einen guten Kaffee erzielt man stets dadurch, daß man kochendes Wasser über die frisch gemahlene Bohnen gießt, und den Aufguss in gut verschlossenem Gefäß solange stehen läßt, bis der Saft zu Boden gesunken ist. Allerdings erfordert diese Methode ziemlich viele Bohnen, ist also nur zu verwenden, wenn man starken Kaffee kochen will; bei Anwendung von wenig Bohnen wird die Farbe zu hell. —

Die Nachteile aller Bereitungsverfahren lassen sich nun vermeiden, wenn wir nach Vorschrift des großen Liebig verfahren — ob das Rezept wirklich von ihm herrührt, ließ sich nicht ermitteln —. Es ist ohne weiteres einleuchtend, daß um so mehr Stoffe ausgezogen werden können, je feiner der Kaffee gemahlen wird; man sorge also für eine gute und scharfe Mühle. Anstatt reines Wasser auf's Feuer zu setzen, koche man den einmal verwendeten Kaffee, also den Kaffeefah vom vorigen Male, und gieße diese Abkochung heiß auf die frisch gemahlene neuen Bohnen, natürlich ohne den alten Saft. Um zu verhindern, daß der abgekochte alte Kaffee sich nicht mit dem neuen vermischt, kann man die Abkochung durch ein Sieb gießen; meistens bleibt er aber im Topf zurück, da er sehr schnell zu Boden sinkt. Den neuen Aufguss gießt man nach einer Minute oder auch sofort durch ein feines Sieb und man hat einen kräftigen, dabei nicht zu starken, wohlschmeckenden Kaffee; die Extraktstoffe des alten Kaffees geben ihm die Farbe und das ganze Aroma des neuen Kaffees bleibt erhalten. Diese Art der Bereitung ist keineswegs umständlicher als das Trichtern und Filtrieren; nur empfiehlt es sich, stets zwei Töpfe in Gebrauch zu halten, den einen zum Kochen des alten Kaffees und den zweiten für den frischen Aufguss.

Schon bei Verwendung eines Loths Kaffeebohnen kann man nach dieser Vorschrift eine Kanne Kaffee von einem Liter Inhalt bereiten, der in jeder Beziehung den Anforderungen des guten Geschmacks genügt.

Dr. W.

(Nachdruck verboten.)

Der Isprawnik.

Von J. D. Leljeschew.

(Schluß.)

Erreicht durch die Nachricht aus Petersburg von seiner bevorstehenden Beförderung, lud Wolhynzew seine Mutter und Schwester für den Sommer zu sich ein.

„Das Leben ist bei uns herrlich, die Luft sehr rein, gesund, meine Wohnung bequem. Alles ist sehr billig und in Ueberflus vorhanden, Fische, Geflügel, Wild und so weiter“, schrieb er voller Sehnsucht nach seiner Familie. „Zudem hat sich alles nach mein-n Wünschen geregelt, Arbeit habe ich fast gar keine, überall herrscht löbliche Ruhe, so daß ich Euch den ganzen Tag widmen kann.“ 1. . .

„Iwan Petrowitsch, willst Du mit mir auf die Jagd gehen?“ schlug er eines Tages dem Schreiber vor.

„Mit Vergnügen, Wassili Michajlowitsch.“

„Erinnerst Du Dich noch daran, Iwan Petrowitsch,“ sagte Wassili, „wie ich vor einem Jahr getobt habe und wie entpört ich gewesen bin? Nun, und jetzt ist alles anders geworden, wie Du siehst. Zu allem gehört Mut und Entschlossenheit. Hätte ich damals nur um ein Haar nachgegeben, hätte ich Furcht vor den Diebstählen oder Brandstiftungen gezeigt, so wäre alles beim alten geblieben! Selbst diese Bauern würden mich nicht achten, und jetzt! Jetzt fürchten sie mich wie den Blitz!“

„Charakterfestigkeit ist eine sehr schöne Sache. Sie sollten Gouverneur werden oder ins Ministerium eintreten, aber nicht hier bei uns sein!“

Wolhynzew lächelte zufrieden.

„Was soll man machen, lernen muß jeder. . . . Sogar Peter der Große war anfangs ein Schiffszimmermann.“

„Um etwas ordentlich zu lernen, muß man gute Anfangsgründe haben. Will man hoch hinaus, dann sind die ersten Stufen unmöglich zu umgehen. Nachher kann man sie zu zehn überpringen, doch ohne die ersten geht es nicht —, das ist mein System.“

„Das einzige, was mir noch Kummer macht, ist, daß sie meinen Koro aufgeküßelt haben. Konnte das Gefindel schon nicht mehr auf etwas anderes verfallen?!“

„Aufstupsen! . . .“

„Zum Beispiel, jetzt gehe ich mit dem Jagdgewehr. . . . Natürlich werde ich schießen und töten, aber es ist doch ein großer Unterschied zwischen dem Tode durch die Kugel und durch den Strick, Erschießen, das kann ich, — aber aufhängen, nein, das könnte ich für keinen Preis! Meine Hand würde sich nicht erheben. Wie schrecklich, der Knoten, dann die Konvulsionen, die ausgestreckte Junge. . . .“

Bei den letzten Worten erbehte Wolhynzew nervös, und der Schreiber spuckte, zum Zeichen seines Mitgeföhls, aus und schwenkte abwehrend mit der Hand.

Noch lange streiften sie durch Wald und Flur, auf der Jagd nach Wild, bis sie ermüdet und hungrig sich in der Nähe eines Sees niederließen.

Der Schreiber zündete ein Feuer an, während Wassili Michajlowitsch den mitgenommenen Proviant aus der Jagdtasche auspackte. Die Sonne war im Untergehen begriffen und beschien mit ihren letzten blutroten Strahlen die spiegelglatte Oberfläche des Sees.

Ringsum war es geheimnisvoll, menschenleer, merkwürdig ruhig, — es schien, als ob die Bäume, Gräser und Blumen Abschied von der Sonne bis zum nächsten Morgen nähmen, sich gegenseitig Abschiedsgrüße zulächelnd. Und über der ganzen Natur lagerte ein merkwürdig stiller, harmonischer Friede, alles atmete volles Leben und verstand sich gegenseitig.

Nur die beiden Jäger und das qualmende Feuer erriethen hier fremd und überflüssig, und die blutige Beute, ins Gras hingeworfen, — beleidigte durch ihre Todesohnmacht die Natur und ihre feierliche Jubelstunde.

Plötzlich vernahm die Jäger ein Geslüster im Grase.

„Ist er das bestimmt?“

„Ja, er ist's!“

Die Jäger blickten sich um.

Etwa zwanzig Schritte von ihnen entfernt, am Rande des Waldes, standen drei Männer. Der eine derselben blickte hartnäckig nach ihnen herüber, während der zweite mit dem Finger auf sie wies.

„O, den kennen wir!“ Der Schreiber fing den auf ihn gerichteten Blick auf und vor Schreck griff er nach dem neben ihm liegenden Knüttel.

„Was wollt Ihr?“ rief Wolhynzew, als er sah, daß die abgerissenen Gestalten sich ihnen näherten.

„Was wollt Ihr?“ wiederholte er seine Frage in noch drohenderem Tone, indem er sich erhob.

„Was wir wollen? Du hast die Unseren verfolgt, jetzt komm, wir wollen abrechnen!“

Erst jetzt begriff Wolhynzew, worum es sich handelte. Er ergriff sein Gewehr und ein paar Schritte zurückspringend, rief er aus:

„Hinweg, Elende!“

„Zurück! Oder ich strecke Euch alle auf der Stelle nieder!“

Sein Gesicht wurde blaß, die Augen blitzten unheildrohend.

„Schon lange wollten wir es Dir heimzahlen,“ fuhr der Landstreicher fort.

„Zu viel haben wir durch Dich gelitten!“ sagte der zweite.

„Schon lange wollten wir Dich verbrennen, nur Deine Raubbarn, die Bauern, taten uns leid!“ flügelte der dritte hinzu.

„Mit mir abrechnen?!“ rief Wolhynzew. „Ich werde Euch zeigen, Ihr Raubgefindel!“

Und in der nächsten Sekunde sah der Schreiber, wie das Gewehr in der Luft blitzte. Wolhynzew stand da, mit hochgehobenem Gewehr, dessen Ende einer der Landstreicher gepackt hatte, während der zweite Wassili Michajlowitsch an die Kehle griff und ihn wirkte. Noch eine

Gelunde und das Gewehr befand sich in der Hand des Vagabunden, worauf Wolkhngzew die Arme nach hinten gebogen und mit einem Lederriemen zusammengeknüpft wurden. Vergebens versuchte Wolkhngzew, sich aus der Gewalt seiner Henker zu befreien.

„Rein, Herr, hilfst alles nichts!“ lachte der eine Vagabund. — „Und Du, was stehst Du da?“ wandte er sich an den Schreiber, „Hast Du Lust, zu verreden?“

„Mörder! Elende!“ schrie Wolkhngzew und riß aus allen Kräften an seinen Fesseln.

Plötzlich beruhigte er sich, richtete sich stolz auf und fragte mit trockener aber entscheidener Stimme:

„Was wollt Ihr von mir?“

„Nichts wollen wir von Dir.“

„Da hast Du eine Lehre, damit Du das nächste Mal besser weißt, wie neue Ordnung einzuführen.“

Dies sprechend, nahm der Landstreicher seinen Leibriemen ab und überreichte ihn Wolkhngzew.

„Ich schenke ihn Dir für immer! Und den Ist kannst Du Dir selbst wählen, wie Du willst, dick oder dünn.“

Wolkhngzew schwieg. Sein Auge erlosch, das Haupt sank ihm auf die Brust.

„Ist dieser Ist recht?“ fragte der Landstreicher, auf eine hohe Kiefer weisend. „Die Stelle ist sehr gut, . . . schöne Aussicht!“

Wassilj Michajlowitsch stand totenbläß da, er wollte etwas sagen, aber die Lippen zitterten ihm konvulsivisch.

„Nun, wie ist's, Herr? Willst Du so bis morgen schweigen? . . . Lebwohl! Und denke von uns nicht schlecht!“

Der eine Landstreicher warf ihm die Schlinge um den Hals.

„Auf Wiedersehen!“

Und der Ist marrie.

Dem Schreiber wurde es schwarz vor den Augen. Er stieß einen marlerschütternden Schrei aus und fühlte, wie eine schwere Faust ihm von hinten einen Stoß versetzte. Da stürzte er davon, sich überschlagend und wieder aufrappend, ohne die Beine unter sich zu fassen. Lief lange vor sich hin, ohne zu wissen wohin und ohne sich umzublicken.

Die Nacht war bereits angebrochen, als er atemlos und ohne Mühe zum Gemeindevorsteher stürzte.

„Den Wolkhngzew haben sie aufgehängt!“ schrie er und vor Entsetzen weinend, begann er den Vorfall zu erzählen.

Als der erste Eindrud vorüber war und der Gemeindevorsteher seine Gedanken gesammelt hatte, betrauerte er sich und sagte voll Schrecken:

„Gott gebe ihm die ewige Ruhe!“

Dann senkte er erleichtert auf sagte, tief in Gedanken versunken, hinzu:

„Ja, und die Wahrheit gesagt, . . . es war ihm nicht bestimmt, unter uns zu leben! . . .“

Kleines feuilleton.

Marokkanisches Theater. Während auf dem marokkanischen Kriegstheater noch immer blutige Dramen und sensationelle Schauspiele zur Aufführung gelangen, haben die Herren Alphonse Seché und Jules Vertraut die Marokkaner bei harmloseren Theaterpielerien beobachtet und geben nun in der literarischen Beilage des „Gaulois“ eine fesselnde Schilderung von den Amusements der Verberner. Musik, Gesang und Tanz bilden, zwischen zwei Minderungsziügen oder zwei kriegerischen Expeditionen, den Lieblingszeitvertreib der Marokkaner. Die Musik ist in der Hauptsache ein entsetzliches Getöse von großen Trommeln und von Zimbeln mit schriller Begleitung von kleinen Kupferflöten, deren Ton einen Europäer zur Verzweiflung bringen kann. Die Gesänge sind sehr einfach: es sind entweder Gesänge aus dem Koran oder alte Legenden mit eintöniger Moll-Melodie, Strophen, die immer wieder im Chor wiederholt werden. Was endlich die Länge der Marokkaner betrifft, so sind es fast ausschließlich Vaudeville. Interessanter als die plumpen musikalischen und gesanglichen Uebungen sind die malerischen Fantasia's der Marokkaner. Es gibt Fantasia's zu Pferde und Fantasia's zu Fuß; die ersteren sind schon oft geschildert worden, von den anderen aber weiß man bei uns nur wenig. Nach einem reichlichen Abendessen, bei welchem stark gewürztes Fleisch die Hauptrolle spielt, suchen sich Frauen und Kinder, Männer und Greise außerhalb des Dorfes einen passenden Platz, ein großes Wälderfeld, auf welchem sich die kämpfenden Parteien frei und ungehindert tummeln können. Die Frauen, die Kinder, die Flötenspieler und die Trommler hocken in zwei parallelen Reihen nieder. Inmitten dieser Reihenaallee wird ein Feuer angezündet. Die jungen und alten Weiber singen improvisierte Verbernlieder, und die Flöten und Trommeln geben die Melodie in „musikalischen“ Sätzen, die einen Ton aufweisen könnten. Plötzlich schweigen die Instrumente, und die Musiker beginnen nun ihrerseits Lieder zu improvisieren. Wenn sie den letzten Reim hinausgebrüllt haben, beginnen sie von neuem zu flöten und die Gesellschafter zu bearbeiten. Darauf bereiten sich die Krieger zum Kampfspiele vor. Sie bilden einen großen Kreis. Zwanzig Mann lösen sich von zwei entgegengesetzten Punkten des Kreises und

schreiten aufeinander zu. In der Mitte des Kreises treffen sie zusammen. Eine Stimme schreit: „Man bringe das Pulver“ (Müth ist id!), und es folgt eine Salve aus zwanzig Gewehren, deren nach dem Boden hin gerichtete Mündungen mächtige Staubwolken in die Höhe treiben. Während die Krieger zu ihren Plätzen zurückkehren, erhebt sich, unter dröhnender Trommelbegleitung, ein betäubendes „Ju! Ju!“-Geschrei der Frauen, das die Herzen in allen Brüsten höher schlagen läßt.

So unterhaltend und malerisch aber auch ein solches Schauspiel sein mag, den Beobachter der Landesitten fesselt es weit weniger als die ungestalteten Theateraufführungen, ja selbst als die akrobatischen Kunststücke, die man auf den Märkten bewundern kann. Die Kunststücke sind die Lieblingsübungen der Mad Sidi Ahmed, welche Akrobaten ersten Ranges sind. Auf den Jahrmärkten sieht man am häufigsten das „cuma“ oder Minarct-Spiel. Vier Männer bilden, indem sich einer auf die Schultern des anderen stellt, eine Pyramide und ziehen langsam durch die Straßen; der oberste schlägt das Tamburin, singt, wirft seine Flinte in die Luft, fängt sie wieder auf und wirft sie von neuem, zum großen Staunen der neugierigen Volksmenge. An einer anderen Ecke des Platzes schwärmen Gaufler und Schlangenbeschwörer endlose Tiraden zum Lobe ihres Lieblingsheiligen. Jeden Augenblick rufen sie die Macht des großen Sidi Abd-el-Kader-el-Djilani an und erklären feierlich, daß sie erst dann arbeiten können, wenn die Geldstücke, die man ihnen zuwirft, eine bestimmte Summe erreicht haben werden. Mit echt orientalischer Geduld wartet das Volk, bis es dem Taschenspieler oder Gaufler gefüllt, seine Zauberkunststücke zum besten zu geben.

Origineller aber als alle anderen Schauspiele ist das marokkanische Theater; es ist ein Freilufttheater, dessen Bühne gewöhnlich hinter einem alten Gemäuer oder hinter einem leeren Stall liegt. Das Orchester bilden ein Quella- und zwei Flötenspieler. Die dramatische Truppe besteht aus höchstens drei, manchmal aber aus nur zwei Schauspielern. Der erste spielt die vornehmen Rollen; der zweite ist der Possenreißer, der bald die Rolle einer Frau, bald die eines Esels, bald die einer der Menge nicht sympathischen oder in Ungnade gefallenen politischen Persönlichkeit spielt. Der dritte endlich verkörpert eine Persönlichkeit, die dem „Cavroche“ des französischen Possentheaters entspricht; Cavroche (eigentlich: Strahenjunge) ist der „deus ex machina“, der, immer munter, immer lebhaft, immer erfindungsreich, den verwideltsten dramatischen Knoten entwirrt. Seché und Vertaut sahen eine Posse, in welcher der Komiker einen Esel spielte, der unter ungeheurem Jubel der Zuschauer erklärte, daß er seinem Herrn das Frühstück nicht habe bringen können, weil er von einer entzündenden Eselin aufgehalten worden sei. Dabei ahmte er das Geschrei des Esels so täuschend nach, daß die Zuschauer sich vor Lachen buchstäblich auf der Erde wälzten. Als dann sein Herr mit dem Knüttel in der Hand auf ihn zuellte, schlug der Eselspieler so naturwahr aus, daß der arme Held des Stückes durch einen der Eselsführitte mitten unter die Zuschauer geschleudert wurde. Eine Handvoll Gerste stellte schließlich den Frieden zwischen den beiden Kämpfern wieder her. Das sind, wie man sieht, echte Farcen, die an die Anfänge der italienischen Harlekinaden erinnern.

Hygienisches.

Neue Untersuchungen über den Staub. Der Staub in den Gewerbebetrieben stellt immer noch die hervorragendste Berufsschädlichkeit dar und ungezählte Tausende von Arbeitern verfallen alljährlich durch die Staubeinathmung dem Siedtüm oder dem Tode. Kein Wunder, daß die Bestrebungen der Aufsichtsbeamten und der Techniker ständig darauf gerichtet sind, die Staubgefahr nach Möglichkeit zu vermindern. Aber auch die Aerzte sind in dieser Frage nicht müßig, ist doch bei Sektionen zuerst festgestellt worden, welche verheerende Wirkung der Staub auf die Lunge ausübt. Der Organismus verfügt wohl über gewisse Schutteinrichtungen, um sich des Staubes zu erwehren, allein ist derselbe zu massenhaft oder ist der Staub an und für sich giftig oder verletzend, so versagen diese Einrichtungen und es kommt zu schweren Schädigungen des Lungengewebes. Dr. Lubenau in Weitz nahm experimentelle Untersuchungen über die Staubwirkung vor, indem er 28 verschiedene Staubarten Meerschweinchen und Kaninchen 12 Stunden lang einatmen ließ, die Tiere alsdann tötete und die Lungen untersuchte. Es ergab sich, daß, je feinkörniger der Staub ist, er um so leichter eingeatmet wird und in das Lungengewebe gelangt. Dies ist der Fall bei mineralischen und metallischen Staubarten, jedoch auch bei einigen organischen Stoffen, z. B. Tabak, Hansf, Elfenbein und Kohle. Grobfaseriger Staub (Holz, Leder, Filz, Papier) dringt nicht in das Lungengewebe ein, sondern setzt sich in der Luftröhre fest, worauf Katarrhe und Entzündungen folgen. Im Gegensatz zu früherer Annahme, wonach erst nach monatelanger Einwirkung des Staubes gröbere Lungenveränderungen beobachtet werden, fand Lubenau schon die Zeit einer Woche hierfür ausreichend. Die Staubreinigung der Lungen bedarf je nach der verwendeten Staubart verschieden lange Zeit. Staubarten, bei denen sich die Reinigung der Lungen leicht vollzieht, können trotzdem erhebliche Veränderungen zurücklassen. Am schädlichsten waren: Kalkspat, Erzgerstein, Holz, Elfenbein, Tabak, Hansf, Hornstaub, weniger gefährlich Sandstein, Porzellan, Zement, Marmor, Gips, Ziegel, Leder, Holz, Papierstaub und Kohlenruß.